

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Milian.

Roman von Marie Benzen-Schneid.

85 (Nachdruck verboten.)
„Nun, wie die Sache nun einmal steht, bleibt uns nur zu hoffen, daß Clarisse glücklich wird. Vorerst will ich nur sehen, ob sie sich zu dem Erfolge der Unterhandlung ihres Verlobten mit uns stellen wird.“

Der zweitfolgende Tag brachte in einem Briefe Clarissens die Lösung dieser Frage. Es war ein ruhiger, vernünftiger Brief, klar und liebevoll, und er legte Zeugnis dafür ab, daß Clarisse sich mit dem Zugeständnis, welches ihre Angehörigen ihr gemacht hatten, zu begnügen wußte und in ihrer Liebe zu glücklich war, um mehr zu bedürfen und zu verlangen. Dennoch übte dieser Brief mit seiner zärtlichen und bescheidenen Sprache eine überraschende Wirkung aus.

18. Kapitel.

„Du magst mich nun begleiten oder nicht; ich gehe nach Tennenborn!“ rief Marie Antoinette — der Brief ihrer Schwester lag vor ihr auf dem Tische. „Milian ist an allem schuld, und die verdrohete Claudia taugt noch weniger als er. Es ist die höchste Zeit, daß ihnen die Köpfe gewaschen werden.“

„Aber, Mariechen!“

„Ist es nicht etwa wahr? — Clarisse ist freilich, dem Himmel sei Dank, glücklich; sie hätte es jedoch auf ganz andere Art werden können, und daß das nicht geschehen ist, verschulden die Tennenborner.“

„Ich gebe das zu; allein —“

„Wenn du das zugibst, mußt du auch gestehen, daß Clarisse eigentlich keinen Vorwurf trifft, das arme, verlassene, mütterlose Kind. O, meine Schwester, meine einzige Schwester! Doch mein Gefühl kommt erst in zweiter Linie; zuerst muß ich nach Tennenborn, um dort meine Pflicht zu tun.“

„Aber worin besteht denn diese Pflicht?“

„Muß ich nicht Milian zur Vernunft bringen? — nicht der hinterlistigen Claudia ihren Standpunkt klar machen? Muß ich nicht darauf dringen, daß man Clarissen ihr mütterliches Erbe ausfolgt, welches man ihr unter keinen Umständen streitig machen kann?“

„Das scheint mir aber doch am allerwenigsten deine Aufgabe zu sein.“

„Richt die meinige? — Aber um des Himmels willen, mein guter Eummerich, wessen Aufgabe ist es denn? — Man kann doch Clarissen, einem jungen Mädchen, nicht zumuten, daß sie selbst und allein ihre Rechte gegen ihren Vormund geltend macht, der sie so nichtswürdig behandelt hat; und da unsere Eltern nicht mehr leben, muß doch ich, ihre ältere, verheiratete Schwester, für sie eintreten.“

„So würde die Sache liegen, meine Liebe, wenn Clarisse sich nicht deinem Schutze entzogen hätte, um sich einen andern Beschützer zu wählen, dem wir sie nur gezwungenermaßen und höchst ungern überlassen haben.“

„Ich gestehe das zu. Allein ich glaube ihr jedes Wort, und sie beteuert, daß sie nur deshalb die Gastfreundschaft der Frau zur Sprengung angenommen hat, weil die Gräfin Gunstorff krank lag und wir im Auslande waren.

So trägt auch unsere Reise einen Teil der Schuld an allen diesen fatalen Vorkommnissen.“

„Ich will das nicht in Abrede stellen und bedauere es lebhaft. Davon aber kann ich nicht abgehen: sie hat diesen hübschen jungen Fabrikherrn zu ihrem Beschützer erhoben und sich um seinetwillen beziehungsweise von uns losgesagt; an ihm ist es also jetzt, für ihre Interessen einzutreten.“

„Er wird sonst alles für sie tun, was in seinen Kräften steht; ich bezweifle das nicht im geringsten, denn er hat sie sehr lieb. In dem vorliegenden Falle aber wird er keinen Finger rühren, und sollte Clarisse darüber auch ihre sämtlichen Güter verlieren. So bescheiden er auf der einen Seite austritt, so stolz ist er in anderer Beziehung; er wird darauf halten, uns zu beweisen, daß das Vermögen der Komtesse Stammgut ihm reine Nebensache ist.“

„Nun, wenn er seinen Stolz so teuer bezahlen will, so ist das seine Sache.“

„Aber nicht die unsere, die Zahlung anzunehmen. Ich auch zu gestatten, daß Milian und seine geizige Frau sie einstecken. Und um das zu verhindern, sollst du dich nach Tennenborn begleiten. Wenn diese traurige Frau mich auch von meiner armen, lieben Schwester trennt“ — die warmfühlende Frau brach in schmerzliche Tränen aus — „so will ich doch nicht, daß sie arm in das Haus ihres bürgerlichen Gemahls tritt. Zwar glaube ich fest, daß er sie doch nimmer entgelten lassen würde — ich halte ihn für durchaus ehrenhaft und edel; Clarisse aber müßte eine völlige Abhängigkeit von ihm doch bitter empfinden. Und ich gestehe dir, trotz meines Zornes über ihre Verbindung, würde es auch meinen Stolz schwer verletzen, wenn er sie ohne alle Mittel zur Frau nehmen müßte.“

„Du hast mich überzeugt, Mariechen,“ sagte er Graf, seine Hand liebevoll auf ihre Schulter legend. „Du hast ein braves Herz und einen klaren Kopf, und so will ich ihnen einmal folgen, wenn ich auch fürchte, daß sie dich und mich weiter führen werden, als du jetzt beabsichtigst. Aber sei's drum; ich will dich nach Tennenborn begleiten und dich in deinem schwesterlichen Werke nach Kräften unterstützen.“

Marie Antoinette beantwortete die Zusage ihres Gemahls mit einem herzlichen Dankesworte, und die Abreise nach Milians Residenz wurde auf den dritten Tag anberaumt.

In Tennenborn waren die Zustände inzwischen unheimlich geworden. Graf Einsfeld hatte mit seiner Gemahlin und seinem Sohne das friedlose Heim seiner Tochter, an welches ihn die Hoffnung auf das Gelingen des von Claudia angeregten gewissenlosen Planes nicht länger fesselte, wieder verlassen, um in Stapphorst die Haurigspläne seiner Förster, die Preise seiner Kohlenmeiler und den Verding der neuen Holzpflanzungen zu begutachten. Seine Frau nahm mit ziemlichem Gleichmut, wenn auch nicht jeder Sorge bar, den geselligen Verkehr in ihrer nächsten Umgebung wieder auf, um jedem auftauchenden lieblichen Gerüchte nach Kräften entgegenzuwirken.

Die sah sich also allein der schwierigen Aufgabe

die über das Maß zornmüthige Stimmung ihres Gemahls zu ertragen, da jeder Versuch, sie zu bekämpfen, einen Ausbruch rasender Wut zur Folge hatte. Der Schluss eines solchen Ausbruchs brachte jedesmal einen Zustand der Erschlaffung hervor, an welche sich stundenlange stumpfe Gleichgültigkeit gegen alles und jedes zu reihen pflegte.

Diese Zeiten vergleichsweiser Ruhe waren für das Gefühl der Gräfin die unheimlichsten, denn sie erinnerten sie an eine Zeit sogenannter Genesung, welche bei ihrem Bruder der schrecklichen Krankheit gefolgt war, aus welcher der damals fünfzehnjährige, zwar nie Begabte, als ein Blödsinniger hervorgegangen war. Gerade so stumpf und vernunftlos hatte Philipp nach den schrecklichen Krampfanfällen vor sich hingestiert, die jeder Kunst der Ärzte zu spotten schienen, wie Milan jetzt, nach den sich täglich öfter wiederholenden Ausbrüchen seiner sinnlosen Wut, es tat.

Dann fragte sich seine sonst so kaltblütige Gemahlin zuweilen mit nervöser Furcht, ob das wohl der Anfang einer Gemüthskrankheit sei, wie er sie seiner Schwester angedichtet hatte? Dann drängte sich ihr mit einem fast abergläubischen Schauer der Gedanke auf, ob das nicht ein Gottesgericht sei, und ob vielleicht auch sie dazu beigetragen habe, es herabzurufen, durch ihr Vermögen, ihre schutzlose Schwägerin, trotz deren verzweifeltsten Widerstandes, an ihren blödsinnigen Bruder zu verkaufen. So gefühllos und fern von christlicher Gesinnung sie war, dennoch hatte in ihrem Innern das Gericht bereits begonnen. Sie empfand die Angst und Qual eines tödlich verletzten Gewissens, ohne die Kraft, sich zu dem Streben nach Besserung zu erheben, ja selbst ohne daß ein Gedanke des Bedauerns in ihr aufgelebt wäre.

Das Schicksal Clarissens war für Claudia immer noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Sie wußte lange schon, daß die Komtesse in der Nacht oder am Morgen nach ihrer Flucht sich nicht nach Rodehorst begeben hatte, und daß sie ebenso wenig später dort erschienen war. Die eingetroffenen Briefe der Gräfin Heilamm ließen keinen Zweifel darüber, daß derselben die verhängnisvollen Vorfälle in Tennenborn nicht zur Kenntniß gelangt waren. Bei ihr also konnte Clarisse sich nicht aufhalten. Das Geheimnis war in Bezug auf Clarissens Zufluchtsort so gut gewahrt worden, daß kein Hauch darüber in Tennenborn und in dessen weitester Umgebung verlautbar geworden war. Da auch sonst nach keiner Seite hin ein Anhalt über einen möglichen Verbleib Clarissens sich ergab, suchten die Gedanken Claudias mit immer wachsendem Grauen sie in der Tiefe des Flußbettes.

Milian dagegen hielt mit einem bereits an Wahnsinn streifenden Eigensinn den Glauben fest, seine Schwester befände sich unter dem Schutze und im Hause der Gräfin Sunstorff. Mit welchen unwiderleglichen Beweisen eine Frau auch dieser Annahme widerstreiten mochte, er blieb unerschütterlich bei der einmal gefaßten Meinung und sprach immer wieder auf's neue die Erwartung aus, daß die Herrin von Rodehorst doch jetzt bald so weit genesen sein werde, um ihm ihren eigentwilligen Schützling wieder zuführen zu können.

Claudia wagte bereits nicht mehr, dieser Behauptung zu widersprechen, denn dies rief jedesmal einen so furchtbaren Wutausbruch ihres Gemahls hervor und die Folgen eines solchen traten immer so viel auffälliger und beunruhigender an den Tag, daß sie es für geboten hielt, den in diesem Punkte so überaus reizbaren Mann nach Möglichkeit zu schonen.

Es gibt hin und wieder Funitage, welche uns lebhaft an den Herbst erinnern. Die nicht sichtbare Sonne wirft in nur mattes Licht durch die schweren, grauen Wolkenschichten, welche vom Morgen bis zum Abend Wald und Flur, Straße und Garten mit ihren Regengüssen übertrömen. Wenn auch nicht die Fensterscheiben durch einen Regen dieselben vom Winde geschleuderten Sturz schwerer Tropfen verdunkelt werden, so reicht doch die Aussicht ins Freie kaum über die nächsten Gegenstände hinaus, weil ein tiefes und wehender Wassermantel alles Fernere dem Blicke verhüllt. Solch ein stürmischer Sommertag schließt uns oft noch unerbittlicher in unsere Zimmer ein, als der härteste Wintersturm. Dabei ertragen wir es zur Zeit der angenehmen Tage viel widerwilliger, in geschlossene Räume ge-

bannt zu sein, als in der Periode der langen Abende, um selbst ein sonst gutlauniger Mensch kann durch ein derartiges unzeitgemäßes Stubenhafte zur Ungebuld gereizt werden.

Wie viel mehr geschah das dem ohnehin so aufgeregten Grafen Stammeg als solch einem sommerlichen Regentage. Er brachte harte Prüfungsstunden auch für Claudia. Sie würde aber heute die Langeweile, von welcher sie sich sonst bei jedem Alleinsein gequält fühlte, gern ertragen haben, denn die fast unausgesetzte Gegenwart ihres Gemahls schloß für sie eine noch größere Warte in sich.

Ihm dagegen schien es unmöglich, längere Zeit allein zu bleiben. Zwar duldete es ihn, insolge einer verzehrenden innern Unruhe, nicht lange an einer Stelle; allein wie oft er sie auch verließ, immer von neuem suchte er Claudias Gesellschaft auf, um sie nach seinen ziellosen Wanderungen durch sein weites Schloß durch seine Vorwürfe zu reizen, durch seine tausendmal wiederholten Fragen zu ermüden, durch seine abenteuerlichen Behauptungen und Pläne zu ängstigen und durch sein ganzes seltsames Benehmen zu quälen.

Sie fing an, eine namenlose Furcht vor ihm zu empfinden, in welche sich etwas wie Abscheu mischte. Und als er nun wieder in ihren Salon auf- und abstürmte, bald sie mit ihrer „verfehlten Intrigue“ verhöhrend, bald ihren Vater der Habsucht, ihre Mutter der Hinterlist zeugend, und jetzt Clarissens „scheußliches Benehmen“ verfluchend, um im nächsten Augenblick ein leidenschaftliches Verklagen nach der so grausam mißhandelten Schwester zu äußern, — da graute es ihr vor dem eigenen Satten.

Sie begrüßte es deshalb wie eine Befreiung aus schwerer Lage, als sie am Nachmittage einen Wagen in den Hof rollen hörte; aber im nächsten Augenblicke sagte sie sich mit einem Gefühle der Enttäuschung, es müsse eine Wirtschafsfuhre gewesen sein, denn in solchem Regen werde niemand Besuche machen! Als aber dennoch ein Diener erschien, um einen eben Angekommenen zu melden, freute sie sich gleichwohl nicht; denn der Name des Gastes war Ferdinand Sunstorff, und die Gräfin sah jetzt mit nur zu peinlicher Gewißheit auf den heftigsten Aufritten entgegen.

Milian befahl dem Diener in großer Hast, den Grafen einzuführen, und dann bestätigten die ersten Worte, mit welchen er ihn empfing, sofort Claudias Befürchtungen. „Ah, Sunstorff,“ rief er ihm entgegen, „Sie kommen gewiß als Abgesandter Ihrer Mutter, um mir die bevorstehende Rückkehr meiner Schwester zu melden.“

„Im Auftrage meiner Mutter komme ich freilich auch, lieber Stammeg, wenn es auch zunächst meine Absicht ist, Ihrer Erlaucht meine Ehrfurcht zu bezeugen,“ erwiderte Sunstorff, Claudia mit ritterlicher Höflichkeit begrüßend, „jedoch hat meine Mutter . . .“

Claudia fühlte sich von dem ängstlichen Wunsche ergriffen, die Fortsetzung seiner Rede zu verhindern und unterbrach ihn deshalb mit der Frage: „Wie befindet sich die Gräfin heute? Dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, sie bald vollkommen hergestellt zu sehen?“

„Ich danke Ew. Durchlaucht für Ihre lebenswürdige Theilnahme und freue mich, Ihnen sagen zu können, daß Mamas Gesundheit kaum noch etwas zu wünschen läßt. Sie sieht bereits wieder Gesellschaft bei sich, und daher ist ihr ein Gerüde zu Ohren gekommen, welches vermutlich vollkommen grundlos ist. Dennoch hielt meine Mutter es für ihre Pflicht, Ew. Erlaucht davon in Kenntniß zu setzen, weil es Ihre . . .“

Wieder unterbrach Claudia den Gast, beinahe atemlos vor Angst und mit einem kläglich mißlungenen Versuch, zu scherzen: „Nein, nein, verschonen Sie mich damit, Graf! Ich kann Geschwätz nicht leiden und —“

Weiter kam sie nicht. Wie glühendes Blei, schwer und heiß, legte sich die heftig bebende Hand Milians auf ihre Schulter, und er rief, bereits die sichtliche Deute unbeherrschbarer Aufregung: „Du führst albernes Geschwätz! Wann, sagen Sie, Sunstorff, wird die Gräfin meine Schwester nach Tennenborn bringen?“

„Guter Gott!“ erwiderte Ferdinand zurückprallend, „so sagt das Gerücht die Wahrheit.“

„Welches Gerücht? — Ich begreife Sie nicht. — Welches Gerücht?“

(Fortsetzung folgt.)